

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1997-1998)

Artikel: Gemeinplätze der Moderne : über das Verhältnis von Utopie und Urbanität
Autor: Thomas, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Welt sah ihre strahlendsten Stadtgebilde immer nur auf eine wohlkalkulierte Entfernung. Sobald aber die auf Abwechslung sinnende Neugier der Neuen Welt näher kam, so indirekt und zugleich so intensiv, wie dies nur einem Leser möglich ist, wurde die Begegnung scheußlich. Aus der Traum. Kein Optimum, nirgends.

Diese Bilanz zieht Gerd de Bruyn mit seinem Buch *Die Diktatur der Philanthropen*. Denn in manchem der stark gewöhnungsbedürftigen Glücksreiche war das soziale Leben gewaltsam befriedet. Und jedwedes gesellschaftliche Leben ausgesetzt. Die Idealstadt, die ein glückliches Existieren versprach, stellte das öffentliche Leben still. Die besonderen Bedingungen von Privatheit und Öffentlichkeit, das Wechselverhältnis beider Sphären, war der utopischen Reflexion keinen Gedanken wert. So trug denn auch die Vernunftordnung der humanistischen Utopie zutiefst anti-urbane Züge.

Zu allen Zeiten lagen Idealstädte im Trend weitsichtiger Spekulation. Und nicht nur die Stadtplaner bevölkerten die *Terra incognita*. Shakespeare entführte die Öffentlichkeit mit seinem Drama der *Sturm* – und die Bühne war böse-barbarische Stätte und edelmütiges Arkadien zugleich. Jonathan Swift ließ Gulliver nach Liliput reisen, das 20. Jahrhundert sah Huxleys *Schöne neue Welt* auf sich zukommen, Orwells *1984* – die negativen Utopien. Ganz anders Hans Magnus Enzensberger oder John Lennon: der eine mit *utopia*, der andere mit *Imagine*, sie suchten den Horizont ab nach Hoffnungsvollem.

So hat denn das Utopische Platz gefunden auf engstem Raum – und ist zugleich ein weites Feld. Publizisten wie Christian Graf von Krockow, Joachim Fest und Wolf Jobst Siedler haben sich mit dem Thema beschäftigt, der Architekturhistoriker Heinrich Klotz mit Utopien der Architektur-Moderne der letzten Jahrzehnte. Die Kunsthistorikerin Karin Wilhelm hat Beiträge zu diesem menschengeschichtlichen Traum zusammengetragen, unter anderem von Julius Posener.

Eine Fülle von Untersuchungen gibt es also, darunter entschlossene Verdammnisse, treuherzige Rettungsversuche, auch Pflichtübungen, um mit dem Status quo zu versöhnen. Diese kreisten vor allem um die erst recht mit der hi-

storischen Zäsur von 1989 unter Anklage geratene Utopie des Sozialismus. In der Tat ist an de Bruyns Buch verwunderlich: die weltgeschichtliche Zäsur spielt keine Rolle. Der „Bedeutungssturz“ der gesellschaftlichen Alternative zum Kapitalismus, von dem Christian Graf von Krockow sprach (angesichts der unmittelbaren Verstrickung von Heilsgewißheit und systematischer Scheußlichkeit), tangiert de Bruyns Untersuchung keineswegs. Nicht unter solchen Aspekten argumentiert er gegen das utopische Denken. Kein Tyranneverdacht gegen die forcierte Fortschrittsvorstellung schlechthin. Deshalb stellt er das Utopische auch nicht unter Totalverdikt.

Kein Schwanengesang also. Und doch findet sich der nüchterne Blick für die Schattenseiten der strahlenden Visionen. Utopisten, Idealstadtplaner haben die Einwohnerzahlen ihrer Phantasie-Gebilde festlegen wollen. Sie haben glatt den Zeitaufwand von Haustür zu Haustür veranschlagt. Abgezirkelt war das Glücksreich, wie mit dem Lineal gezogen die Stätte eines am Ende öden Optimismus. Für Arturo Soria y Mata, den Vertreter der Linearstadt, einen Visionär des modernen Verkehrs, war bereits Ende des 19. Jahrhunderts das globale Gedankengebäude denkbar, das von Cadix bis St. Petersburg, von Peking bis Brügge die Agglomerationen unter das Bandstadt-Raster legte. Orient und Okzident: buchstäblich aufgereiht am Gängelband des unerbittlichen Logos.

De Bruyn sieht in der frühen, vorindustriellen Utopie die „Strategie einer systematischen Komplexreduzierung“. Denn die Konstruktion einer Gegenwelt, wie bei Thomas Morus, wie bei Tommaso Campanella, vereinfachte und formalisierte soziale, historische, ökonomische und anthropologische Bedingungen – wenn sie diese überhaupt: wahrnahm. Manche zwanghaft geometrische Figur geriet zum Ausdruck einer autoritären Lösung sozialer Konflikte. Ob das anmutige Inselreich *Utopia* des Thomas Morus oder der tyrannische *Sonnenstaat* Campanellas: Urmotiv des utopischen Denkens war die „Entpolitisierung der Gesellschaft im Bild einer friedlich wirtschaftenden, sich selbst genügenden Solidargemeinschaft“ (de Bruyn). Einerseits war das utopische Denken darin so großartig, daß es bereits zur Zeit der Renaissance die Sicherstellung der Grundbedürfnisse, ja die elementare Schutzfunktion der modernen Stadt antizipierte. Andererseits konnte utopische Phantasie, ob sie nun Sinnenfreude propagierte oder Askese, Lust oder sittliche Läuterung, gesellschaftliche Hierarchie oder

* Eine kritische Rekonstruktion aus Anlaß von Gerd de Bruyns Buch *Die Diktatur der Philanthropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken*, Bauwelt Fundamente, Bd. 110, Braunschweig/Wiesbaden 1996

egalitäre Gemeinschaft, den Zusammenhang von Kitsch und Fiktion zu keiner Zeit sprengen. Hunger, Durst, selbst Krankheit und Tod wurden unter die Kuratel der Vernunft gestellt. Die beherzte Schablone für die gesellschaftliche Wirklichkeit und die furchtlose Formalisierung menschlicher Bedürfnisse entsprachen letztlich einer Sehnsucht, in der, so de Bruyn, „ein deutlich antimodernes Ressentiment (walte): Die für den Einzelnen unberechenbar erscheinende und sich zum Teil auf seine Existenz zerstörerisch auswirkende Veränderungsdynamik des modernen Lebens soll endlich gesellschaftlichem Stillstand weichen.“ Vor Augen stand das im ‚ewigen Frieden stillgestellte Leben‘.

Zeugnisse dieser Art sind überall auffindbar: auf den fiktiven Landkarten. De Bruyn verfolgt die Geschichte der Kunstwelten und Vernunftordnungen nicht nur anhand der imaginären Räume, anhand fern gelegener Inseln, mit Blick auf die am Horizont so strahlend wie diffus aufgereihten Städte. Er streift nicht nur durch das *Utopia* des Thomas Morus, durch den *Sonnenstaat* Campanellas. Er läßt diese so traumhaften wie tyrannischen Orte der Vormoderne bald hinter sich, um sich den Gedankengebäuden des 19. Jahrhunderts zuzuwenden: den Welten des Charles Fourier, dessen Genossenschaftsmodell *Phalanstère*, das nicht zuletzt eine wohlproportionierte Liebesgemeinschaft auf die Beine stellen wollte.

Schon bei Fourier, bei seinem Entwurf einer sozialistischen Musterkommune, hatte sich die *offene* Planung angekündigt, ein Prinzip, das der Tatsache Rechnung trug, daß Städte wachsen: dynamische Organismen sind. Erst recht galt das dann für Tony Garniers *Cité industrielle*. Garniers sozialistische Kommune für 35.000 Einwohner, 1904 erdacht, beruhte auf der Rationalisierung der Planung. Bei Garnier, zumal Teile seiner Vision in Lyon verwirklicht wurden, zeigte sich deutlich, daß die moderne Stadtplanung sich aus dem utopischen Denken entwickelt hatte. Garniers *Cité* sollte die ausgereifteste Vision einer Stadt-Utopie werden – mit allen Mängeln.

Mit fatalen Folgen. Garniers Anlage einer spartanischen Stadt isolierte die städtischen Funktionen Wohnen, Arbeiten, Freizeit und Verkehr. Doch de Bruyn will auf einen weiteren Aspekt hinaus: Garnier mißtraute der synthetischen Befriedung der sozialen Widersprüche. Auch deshalb hatte er mit seiner Vision auf der sozialistischen Forderung nach Abschaffung des Privateigentums bestanden. Schon zuvor hatte sich de Bruyn bezogen auf einen marxistischen

Utopiebegriff – womit er letztlich die konkrete Verwirklichung eines wohlregulierten Optimums in der klassenlosen Gesellschaft verortete. Gleichwohl gehört dies zu den teleologischen Mucken einer Darstellung, die sich dem utopischen Denken des 19. Jahrhunderts, der ‚Versachlichung‘ des Utopiebegriffs, stärker verpflichtet fühlt als einem heutigen. Zum Beispiel dem Utopie-Gedanken Jürgen Habermas’, seiner „innerweltlichen Utopie“, wie Albrecht Wellmer es einmal ausgedrückt hat. *Passé* die metaphysischen Gewißheiten bei Habermas, *perdu* die geschichtsteleologischen.

Die Absage an die süße Verlockung jenseits des Horizonts ist nur zu verständlich – und doch gibt es einen rettungsbedürftigen Kern des Utopischen. Abschwörend allen überspannten Glücks- und Fortschrittsvisionen, finden sich Spurenelemente des Utopischen im Wunsch nach dem Urbanen. So ließe sich im Städtischen selbst eine sinnstiftende, eine praxisstiftende Perspektive verorten. Denn zeigten sich nicht gerade die Utopie-Entwürfe der *Moderne* am meisten entrückt von den sozialen Arbeitsverhältnissen, von den Lebensbedingungen? So hybrid die Visionen, so technisch wurde das Problem der Lebens- und Arbeitsbedingungen gelöst. Vor allem vegetierte das Private dahin am Rande des Existenzminimums. Der Avantgardismus der Moderne, bei Stadtplanern wie Le Corbusier oder Ludwig Hilberseimer, ließ Stadt-Skulpturen entstehen. Und bevölkerte die strahlenden Stätten mit geistig wie körperlich, seelisch wie sexuell sterilisierten Menschen. Hunderttausendfach: geklonnte Perfektion. So spricht de Bruyn mit Blick auf Le Corbusier zu Recht davon, daß die „Utopien abstrakter, künstlicher wurden. Das soziale wich dem formalen Argument. Ästhetische Reflexionen verdrängten politische [...]“.

Ein fundamentalistischer Gehalt der modernen Utopien also. Das *naïve* Utopia, bei Morus, bei Campanella, feierte den Tugendterror, sah in den Neuen Welten durchaus auch städtische Zwangsanstalten – und trug bereits bei dem Mönch Campanella gewiß triebhaft-teuflische Züge. Die *versachlichte* Utopie, bei Marx, bei Engels, beschwor am Horizont die sozialistische Morgenröte. Darin verglühte die Freiheit des Individuums. Die Utopie der Moderne aber wollte weder *naïv* noch *nüchtern* sein. Vielleicht sollte man an dieser Stelle an einen Begriff Colin Rows und Fred Koettters (aus ihrem Buch *Collage City*) erinnern. Unter-

Tony Garniers Paradoxien:
 Von der Stadtvision zur technischen Lösung der
 Arbeitsbedingungen im Alltag – die Gestalt des Utopischen?
 Schlachthof, Lyon 1909–1913
 Foto: Reinhart Wustlich



scheiden sie doch zwischen der „asketischen“ und der „aktivistischen Utopie der Nach-Aufklärung“. Diese aktivistische Utopie der Moderne wollte zugleich das Pathos. Sie zehrte von der Emphase für artifizielle Ergebnisse, für Design-Lösungen. Sie lebte vom Enthusiasmus für technische Apparaturen und funktionale Bauten. Von der Inbrunst nicht zuletzt – und die galt den *zonierten* Städten, ihren auseinandergerissenen Funktionen.

Die Ideen bewegten sich auf makellosen Bühnen. Weil es das Gros der Menschen arg traf, mußten sie in lausigen Verhältnissen siedeln. Der Impuls der modernen Utopie resümiert die Reißbrettphantasie, unter Werkstattbedingungen nahm sie an Menschen und Dingen die *Große Inspektion* vor. Le Corbusiers Wunsch nach *Tabula rasa* ließ politische Fragestellungen ebenso wenig zu wie kulturelle Verantwortung gegenüber der Tradition. Die Geschichtslosigkeit bemächtigte sich der Utopie, der geplante Neubau (etwa im *Plan Voisin*) wurde zur Manifestation restloser Verdrängung. Das Unterbewußtsein der Stadtplanung verlangte nach Amnesie, einem vom Gestern erleichterten Heute. Die Art, wie Le Corbusier die *Charta von Athen* redigierte, zeigt, wie sehr der geniale Architekt Städtebau nicht als historisch-soziale Mission verstand, vielmehr als hybride Planungsphantasie eines anti-sozialen Baukünst-

lers. Die ‚Charta‘, 1933 beraten, von Le Corbusier 1941 in einer eigenen Fassung vorgelegt, forderte für die Stadtentwicklung das Zonierungskonzept. Mit ihm zog in den Städten die ‚Unwirtlichkeit‘ ein – um an ein bitteres Wort Alexander Mitscherlichs zu erinnern. Die Enge gründerzeitlicher Verhältnisse überwindend, führte der „Unsinn der Entmischung der Stadtfunktionen“ (Mitscherlich) zu monströsen Reichen eines Abstraktions-Fetischismus. Schweren Schaden nahm darin – nicht zuletzt – das historische Erbe.

Furchtbarer noch als der Furor der Pioniere war der schale Perfektionismus der Epigonen. Angesichts der wacker begründeten Betonsilos könnte man polemisch festhalten: Die pervertierten Utopien kamen an Nicht-Orten unter. De Bruyns Analyse sieht darin zu Recht eine ‚radikale Negation des Städtischen‘. Wurde doch mit dem Ordnungsmodell der *aufgelockerten Stadt* nicht nur die Stadt des 19. Jahrhunderts in Frage gestellt. Zugleich verband sich mit dem Dogma der *aufgelockerten Stadt* die, wie de Bruyn resümiert, „schroffe Ablehnung urbaner Kultur und Öffentlichkeit schlechthin“. Die Utopie – am Ende des Buches hat sie an Faszination gewaltig verloren. Keine Aussicht, nirgends.

Ein Ausweg kann darin liegen, daß man de Bruyns Analyse der Entwicklung der Stadtutopien und Idealstädte aus dem utopischen Denken mit Blick auf die jüngere Städtebau-Diskussion in Berlin liest, also ganz pragmatisch. Das mag ungewöhnlich klingen: Denn Berliner Zukunftspläne, Umbauten zur Hauptstadt, scheinen nicht von einem utopischen Denken beseelt, weder einem alten noch einem neuen, weder einem ‚asketischen‘ noch einem ‚aktivistischen‘ (um mit Colin Rowe zu reden). Zukünftige städtebauliche Ziele werden nicht auf ungesichertem Terrain ausgemacht, sondern vornehmlich auf dem gesicherten Gebiet der vergangenen Barockstadt und des 19. Jahrhunderts. Das Ziel, auf das alles in Berlin zusteuern soll, ist gewiß nicht das der Sozialutopie.

Vielmehr soll sich in althergebracht anmutenden Strukturen die Berliner Vergangenheit, die frühe Jugend der Weltmetropole um 1900 spiegeln. Mit historistischen Stadtgrundrissen soll die erste Gründerzeit beschworen werden – auf daß dieser eine neuerliche folge. Zum Utopie-Verbot gehört, als zweite Seite der Medaille, ein latente Schwäche für das Utopische.

Viele Berliner Architekturdispute, bei ihrem Versuch, für die Stadt ein verbindliches städtebauliches Regelwerk zu finden, artikulieren sich mit dem Furor letzter Gewißheiten. Keiner unter den Kombattanten wollte in seinen Vorschlägen messianische Motive vermuten lassen. Insofern schwelen in Berlin, noch in den konservativen Positionen, insgeheim Bestandteile des utopischen Denkens.

Der Begriff des Utopischen greift weit aus. Die sozialrevolutionären Utopien sind damit ebenso angesprochen wie die projektierten Reiche naiver Vernunft. Schon deshalb ist der Zauber des Utopischen gebrochen. Doch sind damit alle Alternativen verwirkt? Herrscht allüberall, angesichts des Zusammenbruchs des realexistierenden Sozialismus nach dem Fall der Mauer, die traumlose Wirklichkeit? Ist allerorten ein radikales Verbot der Visionen verhängt?

Konservative haben, immer wieder gern, auf den ‚anthropologischen Grundirrtum‘ aller utopischen Konzepte hingewiesen: daß nämlich der Mensch ein alles andere als friedfertiges Wesen sei, vielmehr ein mühsam diszipliniertes Ungeheuer. Zu dessen anthropologischem Code gehörte aber auch, was Skeptiker schlicht übersehen, das Bedürfnis nach Traumerzählungen, nach Tagträumen. Nach dem, was der Soziologe Karl Mannheim die „wirklichkeitstranszendente Orientierung“ nannte. Warum sollte dieser humane Code ausgerechnet durch die historische Zäsur von 1989 außer Kraft gesetzt worden sein?

So haben sich denn Visionen als zählebig erwiesen: als Instrumente des Einspruchs gegen die zähen Verhältnisse, als Widerwort, als Gegenbild. Als anstachelnder Impuls zum ungewöhnlichen Denken. Nicht erst seit dem Mauerfall erlebt Europa vollständig neue Dimensionen der Stadtentwicklung. Der immer wiederkehrende Grundirrtum der Berliner Städtebau-Diskussion besteht darin, daß der tiefgreifende Strukturwandel, dem die europäische Stadt seit langem ausgesetzt ist, mit dem Datum von 1989 in Verbindung gebracht werden kann.

Der Strukturwandel der Städte unter den Bedingungen der Globalisierung, die Differenzierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse, der Verlust des öffentlichen Raums, die Zerstörungspotentiale der Telekommunikationssysteme für das soziale Leben, der Funktionsverlust der Zentren, die ökologische Krise: all diese Faktoren spielen in der Berliner Architektur-Diskussion allenfalls untergeordnete Rollen. Antworten auf die Zukunft suchend, geht der Blick zurück in eine idealisierte Vergangenheit. Hier glaubt man, Ge-

wißheiten zu finden. Diese sind zuallererst symbolischer Natur. Mit identitätsstiftenden Merkmalen soll das Stadtbild, das historische Zentrum der künftigen Hauptstadt möbliert („wieder eingeräumt“) werden.

Der Enthusiasmus für das Imitat hat vielerlei Motive, national-politische, historisch-sentimentale, touristisch-ökonomische. Doch es kommen bei den Tagträumen der Neo-Nostalgiker weitere Motive hinzu. Das historische Zentrum Berlins, die symbolische Mitte der Berliner Republik, bestückt durch die Monumente deutscher Geschichte, soll zugleich auch ein Ort sein, an dem Utopie-Verbot herrscht. Dort, wo der DDR-Städtebau zwischen dem Palast der Republik und dem abgerissenen DDR-Außenministerium eine klaffende Lücke hinterließ, soll alte Fassadenpracht (des Schlosses) wiedererstehen. Es rumort das Verlangen nach Imitaten, nach Faksimiles des längst Verlorenen. Eine tiefe Melancholie – das Fliehende halten, das längst Verlorene retten – möchte sich einrichten im nostalgischen Ambiente. Von keinerlei originaler Substanz wird die Realität mehr zehren können – doch dieser Augentrug scheint wie geschaffen, um immerhin eine Perspektive nachdrücklich zu versperren: den unverstellten Blick in die Zukunft europäischer Stadtentwicklung. Nicht nur an diesem Ort hat der Berliner Architekturdisput einen Epilog, keinen Prologcharakter.

Es gibt dafür Gründe. Keine Stadt hat so sehr unter einem ständigen Neuerungsdruck gestanden wie Berlin. Mit wieviel Städtebau-Doktrinen wurde die Stadt konfrontiert, den nüchternen der Modernisten und den theatralischen der Nazis. Wo die Leitbilder der Nachkriegs-Moderne zur Anwendung gebracht wurden, erlebte die geteilte Stadt eine zweite Zerstörung. Mit Blick auf dieses Dilemma wird dem Utopischen in Berlin seit Jahren das Siedlungsrecht verweigert, sogar am Horizont der Stadt wird es abgewiesen. Zu erheblich ist die Ernüchterung über Erlösungsgedanken aller Art, als daß man die Reserve gegenüber dem pathetischen Vokabular moderner Utopien nicht teilen könnte. Zu mächtig der Schrecken über Verheißung und Epiphanie. Doch wer möchte schon behaupten, es ginge noch darum – um Erlösungsgedanken, Märchenbotschaft, säkularisierte Jenseitshoffnung? Es geht vielmehr um etwas Naheliegenderes, etwas Gefährdetes, etwas, was vielerorts bereits verschüttet ist – nämlich um die Bewahrung des Urbanen.

Die Anforderungen an die Stadt der Zukunft sind zu gewaltig, als daß man auf dieses utopische Potential verzich-

Berliner Paradoxien: Von der leeren Stadt zur
Bleibe der Ambivalenz, zur Domäne der Gegen-
sätze, zur Sehnsucht nach dem Urbanen –
die Perspektive des Utopischen?
Alexanderplatz, Berlin 1989–1997
Foto: Reinhart Wustlich



ten könnte. Schnöde Perspektiven werden den Ausweg nicht weisen. Das Utopische: Wäre es nicht *gerade* an einem solchen Ort aufgehoben, wo Nutzungsdichte und -mischung herrschen, ein ausbalanciertes Verhältnis von Wohnen, Arbeit, Freizeit und Verkehr? Wo aber existieren in Berlins Mitte, in den dort zuletzt entstandenen Quartieren des historischen Zentrums tatsächlich solche komplexen Verhältnisse? Die lebendige Mischung des Sozialen und die feinkörnige der Stadtfunktionen?

Das sind – einerseits – Gemeinplätze. Andererseits: ausgerechnet Gemeinplätze der Vielfältigkeit der Stadt existieren nicht. Das Urbane als Bleibe der Ambivalenz, als Domäne der Gegensätze, die sich anziehen und abstoßen, ist im neuen Berlin mickrig ausgebildet.

Das Utopische, im Lauf seiner Geschichte, schon bei Platon, von Thomas Morus bis Charles Fourier, von Campanella bis Tony Garnier, wollte zugleich *Einspruch gegen die Realität* sein und Modell, schneidende Kritik und selbstvergessene Traumerzählung. Immer: der *am Horizont aufgespannte Prospekt des Besseren*. Mit dem nüchternen Immanuel Kant könnte man sagen: Wach gehalten wurde

der Wunsch „einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung“ an das Ideal. Mit der *Vision von der kompakten, durchmischten Stadt* bezieht dieses ungestillte Bedürfnis nach besseren Bedingungen kein Luftschloß. Eine kongruente Utopie schlägt ihr Lager auf in der Gegenwart.

Kompaktheit. Dichte. Mischung. Lewis Mumford, der Erforscher der Stadt, sprach einmal von „konstruktiven Utopien“ im Unterschied zu „Fluchtutopien“. Mumfords „utopia of reconstruction“ könnte auch in Berlin Wege weisen. Die Vision ist nicht emphatisch, das Vokabular längst nüchtern. Es ist der realistische Wortschatz städtebaulicher Vernunft. Kein ernstzunehmender Planungsdezernent, kein Stadtbaurat, der dies nicht so sähe. Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so in den Städten. Bauleitplanung und der Rechtsrahmen, so wird kritisiert, schreiben noch immer die Zonierungskonzepte fort. Letztlich: das verheerende Planungsdictat der *Charta von Athen*.

Schwelt in der Sehnsucht nach dem Urbanen nicht also Utopisches? Das urbane Element von Stadt, ihr eigentlich utopisches Moment, hat noch zu keiner Zeit auf triviale Science-fiction gesetzt, verweigerte sich erst recht der Tyranis hybrider Regime. Das Utopische, verstanden als urbane Praxis Benjamin'scher Vielfalt, rebelliert gegen die Wallstreet-Betriebsamkeit genauso wie gegen die Trocken-Biotopie beschaulicher Privatheit. Die urbane Utopie opponierte gegen die totalitären Konzepte, gegen den Ordnungsfetischismus Le Corbusiers genauso wie gegen die Kultstätten der Nazis. Das Urbane ist keine Phantasmagorie, es ist eine Existenzbedingung von Stadt. In ihm rumort eine Sehnsucht nach unbefriedeten Verhältnissen. Das entstehende Regierungsviertel mit seinem grotesken Absicherungswahn (urbaner Strukturen), der boomende Schick und die hohle Betriebsamkeit am zukünftigen Potsdamer Platz, die verödeten Straßen rund um die Friedrichstraße: Resonanzböden des urbanen Quick Step sind das nicht.

Nicht allerorten ist die utopische Sehnsucht verstummt. Der Sozialphilosoph Jürgen Habermas: „Wenn die utopischen Oasen austrocknen, breitet sich eine Wüste von Banalität und Ratlosigkeit aus.“ In Berlins historischer Mitte hat man sich zum Marsch durch die Wüste aufgemacht. Um die Expedition zu bestehen, vertraut sich die Metropole Investoren und Spekulanten an. Die zukünftige Hauptstadt sieht in ihnen nicht Philanthropen, das nicht – aber offensichtlich nüchterne Pfadfinder.